

In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 7.

Posen, den 10. Januar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

Der Seewolf.

Von Jack London.

28. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

An dem Abend, als das Dach meiner Hütte fertig war, hielten wir eine Art Einzugschmaus. Es war am Ende eines dreitägigen heftigen Sturmes. In der Außenbucht donnerte die Brandung gegen die Küste, und selbst in unserm ganz von Land umschlossenen Innenhafen befand sich das Wasser in starker Bewegung. Der Wind pfiff und heulte um die Hütte, daß ich zeitweise fürchtete, die Mauern würden nicht standhalten. Das Dach hauchte sich bei jedem Windstoß und ließ Wasserspritzer durch, und in den Mauern zeigten sich unzählige Rissen, trotz aller Mühe, die Maud sich gegeben hatte, um sie mit Moos abzudichten. Aber der Tran brannte hell, und wir fühlten uns trotz alledem warm und behaglich.

Es war in der Tat ein angenehmer Abend, und wir kamen zu dem Ergebnis, daß es noch Geselligkeit auf der Mühsalinsel gab. Wir hatten uns mit dem Gedanken vertraut gemacht, hier überwintern zu müssen, und unsere Vorbereitungen getroffen. Jetzt konnten uns die Robben gern verlassen, um ihre rätselhafte Reise nach dem Süden anzutreten: wir hatten vorgesorgt. Und auch der Sturm hatte seine Schrecken für uns verloren. Wir waren vorm Winde geschützt, wir hatten auch die weichsten, kostbarsten Betten, die aus Moos gemacht werden konnten. Es war Mauds Idee gewesen, und sie hatte eifrigst darüber gewacht, daß nur sie allein das Moos sammelte. Dies sollte die erste Nacht auf der Moosmatratze sein, und ich wußte, daß ich um so süßer schlafen würde, weil sie sie gemacht hatte.

Als sie sich erhob, um zu gehen, wandte sie sich mit einem rätselhaften Ausdruck zu mir und sagte:

„Es wird etwas geschehen, etwas, das uns betrifft. Ich fühle es. Es kommt etwas, kommt zu uns. Ich weiß nicht, was es ist, aber es kommt.“

„Etwas Gutes oder Schlechtes?“ fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. „Das weiß ich nicht, aber es ist irgendwo dort.“

„Sie fürchten sich doch nicht?“ fragte ich, während ich zur Tür schritt, um sie ihr zu öffnen.

Ihre Augen blickten tapfer in die meinen.

„Und Sie fühlen sich wohl, völlig wohl?“

„Ich habe mich nie besser gefühlt,“ lautete ihre Antwort.

Wir sprachen noch ein Weilchen miteinander, bis sie ging.

„Gute Nacht, Maud,“ sagte ich.

„Gute Nacht, Humphren,“ sagte sie.

Ohne daß wir darüber gesprochen hätten, nannten wir uns, wie etwas ganz Selbstverständliches, beim Vornamen. Ich hätte sie in diesem Augenblick in meine Arme reißen und an mich pressen können. Draußen in der Welt, der wir angehörten, würden wir es sicher getan haben. Hier aber hemmte mich die merkwürdige

Situation, in der wir uns befanden. Als ich dann aber allein in meiner kleinen Hütte war, durchglühte mich ein schönes Gefühl von Zufriedenheit. Und ich wußte, daß es ein Band zwischen uns gab, ein schweigendes Etwas, das früher nicht gewesen war.

Ich erwachte mit einem drückenden, geheimnisvollen Gefühl. Es war ein klarer Tag, und die Sonne schien. Ich hatte lange geschlafen und trat nun mit plötzlich erwachter Energie aus meiner Hütte, entschlossen, die verlorene Zeit einzuholen, wie es sich für einen Bewohner der Mühsalinsel ziemte.

Draußen aber blieb ich plötzlich stehen. Ich mußte wohl meinen Augen trauen, und doch war ich einen Augenblick betäubt von dem, was sich mir offenbarte. Dort, am Strande, keine fünfzig Fuß entfernt, lag ein entmastetes Schiff. Masten und Spieren, Leinen und zerfetzte Segel hingen in einem Gewirr über Bord. Ich rief mir die Augen. Es war die Kombüse, die wir gezimmert hatten, es waren die mir so vertraute Achterhütte und die niedrige Kajüte, die sich kaum über die Kelling erhob. Es war die „Ghosi“.

Welche Laune des Schicksals hatte sie hierher geführt — gerade hierher? Ich blickte auf die finstere, unübersteigbare Wand hinter mir und fühlte tiefe Verzweiflung. Entrinnen war hoffnungslos, ganz unmöglich. Ich dachte an Maud, die in der Hütte schlief, welche wir erbaut hatten. Ich erinnerte mich ihres „Gute Nacht, Humphren“, „mein Weib, meine Gefährtin“, tönte es durch mein Hirn, aber ach, jetzt klang es wie Grabgeläute. Dann wurde mir schwarz vor den Augen.

Wahrscheinlich war es nur der Bruchteil einer Sekunde, aber mir erschien es wie eine Ewigkeit, bis ich wieder zu mir kam. Dort lag die „Ghosi“.

Plötzlich fiel mir der seltsame Umstand auf, daß sich nichts an Bord regte. Müde vom nächtlichen Kampf mit der See mochten alle noch schlafen. Mein nächster Gedanke war, daß Maud und ich doch noch entkommen könnten. Wenn wir das Boot erreichten und um die Landzunge fuhren, ehe jemand erwachte? Ich wollte sie rufen und sofort mit ihr ausbrechen, als ich mich entsann, wie klein die Insel war. Wir konnten uns nicht auf ihr verstecken. Uns blies nichts als das unermessliche, mitleidlose Meer. Ich dachte an unsere gemütlichen kleinen Hütten, an unsere Vorräte an Fleisch, Tran, Moos und Holz, und mir war klar, daß wir die winterliche See und die großen Stürme, die kommen mußten, nie überstehen konnten.

So stand ich zögernd vor ihrer Tür. Es war unmöglich, unmöglich! Ein wilder Gedanke fuhr mir durch den Kopf: sie töten, während sie schlief. Aber dann sagte ich, wie in einer Erleichterung, einen besseren Entschluß.

Alle schliefen. Warum nicht jetzt an Bord der „Ghosi“ kriechen — ich kannte ja den Weg zu Wolf Carlens Kojen — und ihn töten, ehe er erwachte? Dann — nun, dann würden wir ja sehen. Wie die Lage sich auch gestalten mochte — schlechter, als sie jetzt war, konnte sie kaum werden.

Mein Messer hing mir an der Hüfte. Ich ging wieder in die Hütte, um die Blüchse zu holen, verge-

willerte mich, daß sie geladen war, und schritt zur „Ghast“ hinab. Mit einiger Schwierigkeit und nicht, ohne mich bis auf die Haut zu durchnässen, kletterte ich an Bord. Die Backluke stand offen. Ich blieb stehen, um den Atemzügen der Mannschaften zu lauschen, aber nichts regte sich. Ich mußte keuchen bei dem Gedanken, der mir plötzlich durch den Kopf fuhr: Wenn die „Ghast“ verlassen war! Wieder lauschte ich. Nichts. Vorsichtig stieg ich die Schiffstreppe hinab. Rings über den Fußboden verstreut lagen abgelegte Kleidungsstücke, alte Seestiefel, zerlöschtes Delzeug — all die wertlosen Dinge, die sich während einer langen Fahrt in der Back anammeln.

„In größter Hast verlassen!“ war meine Schlussfolgerung, als ich wieder an Deck stieg. Die Hoffnung wurde wieder lebendig in meiner Brust, und ich sah mich mit größter Kaltblütigkeit um. Ich bemerkte, daß die Boote fehlten. Das Zwischendeck erzählte dieselbe Geschichte wie die Back. Auch die Jäger hatten eiligst ihre Habseeligkeiten zusammengepackt. Die „Ghast“ war verlassen. Sie gehörte Maud und mir. Ich dachte an die Vorräte und an die Apotheke unter der Kajüte, und mir kam der Einfall, Maud mit etwas Gutem zum Frühstück zu überraschen.

Die Reaktion und das Bewußtsein, daß ich die schreckliche Tat, derentwegen ich gekommen war, nicht auszuführen brauchte, beseelten mich mit kindlichem Eifer. Ich ging auf die Laufbrücke, indem ich zwei Stufen auf einmal nahm, und dachte an nichts Bestimmtes, fühlte nichts außer der Freude und der Hoffnung, daß Maud schlafen würde, bis meine Frühstücksurerraschung fertig war. Ich sprang auf den Rand der Achterhülle und sah — — Wolf Larsen. So überwältigt, so betäubt war ich vor Überraschung, daß ich noch drei oder vier Schritte weiterging, ohne anhalten zu können. Er stand auf der Laufbrücke und starrte mir gerade ins Gesicht. Er machte keine Bewegung — er stand nur da und starrte mich an.

Ich begann zu zittern. Das alte Gefühl von Uebelkeit überkam mich. Ich mußte mich stützen. Meine Rippen schienen plötzlich ausgetrocknet zu sein. Meine Augen wichen nicht eine Sekunde von ihm. Keiner von uns beiden sprach. In seinem Schweigen, seiner Unbeweglichkeit lag etwas Unheilverkündendes. All meine alte Furcht kehrte zurück, und dazu kam eine neue, die hundertmal größer war. Und so standen wir da und starrten uns an.

Ich wurde mir der Notwendigkeit bewußt, zu handeln. Aber meine alte Hilflosigkeit hatte mich wieder gepackt, und so wartete ich, daß er die Initiative ergreifen sollte. Die Augenblicke schwanden, und ich sah plötzlich, daß meine Lage dieselbe war wie damals, als ich mich dem großen Robbenbullen genähert hatte: die Absicht, ihn zu töten, wurde verdrängt von dem Wunsche, ihn fortlaufen zu sehen. Aber endlich dachte ich doch daran, daß ich gekommen war, um selbst zu handeln, nicht, um Wolf Larsen das Heft in die Hand zu geben.

Ich spannte beide Hähne der Büchse und richtete den Lauf auf ihn. Hätte er sich bewegt und versucht, sich von der Laufbrücke aus auf mich zu stürzen, ich würde ihn niedergeschossen haben. Aber er blieb unbeweglich stehen und starrte mich weiter an. Und wie ich ihm, die erhobene Büchse in den Händen, ins Gesicht blickte, hatte ich Zeit, zu sehen, wie verstört und abgezehrt es aussah. Es war, als hätte eine furchtbare Gemütsbewegung es verwüstet. Die Wangen waren eingesunken, die Stirn gerunzelt und sorgenvoll. Seltsam erschienen mir seine Augen, als ob Sehnerven und Bewegungsmuskeln irgendwie beschädigt wären und die Augäpfel sich verkrüppelt hätten.

Alles dies sah ich, denn da mein Hirn jetzt mit ungeheurer Schnelligkeit arbeitete, fuhren mir tausend Gedanken durch den Kopf, und doch konnte ich nicht abdrücken. Ich trat an die Ecke der Kajüte, um näher an

ihn heranzukommen. Ich war jetzt kaum mehr als Armeslänge von ihm entfernt. Es gab keine Hoffnung mehr für ihn. Ich hatte meinen Entschluß gefaßt. Es war unmöglich, ihn zu fehlen, ein so schlechter Schütze ich auch sein mochte. Und doch kämpfte ich mit mir und konnte nicht abdrücken.

„Nun?“ fragte er ungeduldig.

Ich versuchte vergebens, meinen Finger zu krümmen, und ebenso vergebens versuchte ich, ein Wort herauszubringen.

„Warum schießen Sie nicht?“ fragte er.

Ich räusperte mich, konnte aber nicht sprechen.

„Hump!“ sagte er langsam. „Sie können es nicht. Sie sind ohnmächtig. Ihre Moral ist stärker als Sie. Sie sind ein Sklave Ihrer alten Anschauungen, der Geheze, die Ihrem Schädel eingehämmert worden sind, seit Sie die ersten Worte stammelten, und meinen Lehren zum Trotz können Sie einen unbewaffneten, widerstandslosen Menschen nicht töten.“

„Das weiß ich,“ sagte ich heiser.

„Und Sie wissen auch, daß ich einen Unbewaffneten ebenso leicht töten würde, wie ich eine Zigarre rauche,“ fuhr er fort. „Sie kennen mich und schätzen mich von Ihrem Standpunkt aus ein. Schlange, Tiger, Hai, Ungeheuer und Kaliban haben Sie mich genannt. Und doch können Sie mich nicht töten, Sie Wachsclappen, wie Sie eine Schlange oder einen Hai töten würden, weil ich Hände, Füße und einen Körper habe, der dem Ihren ähnlich geformt ist. Ich hätte mehr von Ihnen erwartet, Hump!“

Er überschritt die Laufbrücke und trat zu mir.

„Nehmen Sie das Gewehr herunter. Ich möchte einige Fragen an Sie richten. Ich habe noch keine Gelegenheit gehabt, mich umzuschauen. Was für ein Ort ist dies? Wo liegt die „Ghast“? Wie so sind Sie so naß? Wo ist Maud — oder muß ich Frau van Weyden sagen?“

Ich war zurückgetreten und hätte meinen mögen, daß ich unfähig war, ihn niederzuschießen, aber ich war doch nicht so töricht, die Büchse abzulegen. In meiner Verzweiflung hoffte ich, daß er eine Feindseligkeit begehren, den Versuch machen würde, mich zu schlagen oder zu würgen, denn ich wußte: nur dann war ich imstande, zu schießen.

„Dies ist die Mühsalinsel,“ sagte ich.

„Nie den Namen gehört,“ unterbrach er mich.

„So nennen wir sie wenigstens,“ berichtete ich.

„Wir?“ fragte er, „wer ist „wir“?“

„Gräulein Brewster und ich. Und die „Ghast“ liegt, wie Sie selbst sehen können, mit dem Bug gegen den Strand.“

„Es sind Robben hier,“ sagte er. „Sie haben mich mit ihrem Gebell geweckt, sonst würde ich noch schlafen. Ich hörte sie schon, als ich gestern Abend hier hereintrab. Sie zeigten mir an, daß eine Kiste in See war. Es ist eine Kookern, so etwas, wie ich es seit Jahren gesucht habe. Dank meinem Bruder Tod bin ich hier auf ein Vermögen gestoßen. Es ist eine Goldgrube. Wie ist die Lage der Insel?“

„Keine Ahnung,“ sagte ich. „Aber Sie müssen es doch wissen. Was haben Ihre letzten Beobachtungen ergeben?“

Er lächelte unergründlich, antwortete aber nicht.

„Und wo sind all Ihre Leute?“ fragte ich. „Wie kommt es, daß Sie allein sind?“

Ich war darauf vorbereitet, daß er auch diese Frage unbeachtet lassen würde, und seine willige Antwort überlaschte mich.

„Ehe achtundvierzig Stunden vergangen waren, hatte mein Bruder mich gekriegt, aber es war, weiß Gott, nicht meine Schuld. Er enterte mein Schiff nachts, als nur ein Wachtposten an Deck war. Die Jäger ließen mich im Stich. Er bot ihnen mehr. Ich hörte es mit an. Er tat es vor meinen Augen. Die Mannschaft ging natürlich auch. Das konnte ich nicht anders erwarten. Alle

Mann verließen mich, und da stand ich — ausgesetzt auf meinem eigenen Schiff. Diesmal hatte mein Bruder Tod gesiegt."

"Aber wie haben Sie denn die Rasten verloren?" fragte ich.

"Gehen Sie hin, und sehen Sie sich die Taschenreeps an," sagte er und wies nach der Stelle, wo die Besantafelung sich hatte befinden müssen.

"Durchschnitten!" rief ich aus.

"Das ist Röschleins Werk," lachte er. "Ich weiß es, obgleich ich ihn nicht dabei erwischt habe. So ein bißchen Abrechnung."

"Das hat Mugridge nicht schlecht gemacht!" rief ich.

"Ja, das dachte ich auch, als die ganze Geschichte über Bord ging."

"Aber was haben Sie denn getan, als dies alles geschah?" fragte ich.

"Was ich tun konnte. Aber es war unter diesen Umständen nicht viel, das können Sie mir glauben."

Ich wandte mich um, um Mugridges Werk noch einmal zu betrachten.

"Ich glaube, ich will mich ein bißchen in die Sonne legen," hörte ich Wolf Larsen sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Von unsichtbaren Künstlern, Kritikern und ähnlichem.

Aus den Memoiren eines Rundfunkkritikers.

Von Frank Warschauer.

Die Oper war zu Ende. Der Dirigent erhob sich von seinem Post. In seinen Augen glühte noch die Erregung, in die er sich im Laufe des Abends hineingesteigert hatte. Deutlich genug sah man ihm auch die körperliche Anstrengung an. Sein Kragen hing schlaff herunter, die Weste war in Unordnung geraten. Es war ein sehr berühmter Dirigent. Suchend blickte er umher.

Die Musiker des Orchesters waren alle ein wenig aus einem Traum erwacht. Sie zögerten noch eine Weile, ehe sie die Instrumente fortlegten und sie sorgfältig in die mitgebrachten Futterale verpackten. Sie sahen ihrerseits den Dirigenten an, sie blickten im Raum umher, als suchten sie etwas.

Und in der Tat: sie suchten etwas. Dann waren da noch eine Anzahl Sänger und Sängerinnen, die jetzt verlegen umherstanden, und denen ebenfalls anzumerken war, daß ihnen etwas fehlte. Es fehlte ihnen — das Publikum.

Das Publikum dieser Opernaufführung war in der Stadt, wo diese stattfand, weit verstreut. Es lag in unzähligen Dörfern, es horchte aus Krankenhäusern, es lag in Betten, hier sah eine Gruppe von einigen Personen um einen Tisch versammelt; es hörte von Dörfern und einsamen Häusern rings um die Stadt herum; manche Hörer waren Hunderte von Kilometern entfernt, einige sogar in Ländern, in denen man eine ganz andere Sprache rebete. Es waren Tausende, Hunderttausende, und viele von ihnen waren von der Aufführung begeistert. Aber dort, wo sich die Künstler befanden, in dem plötzlich still gewordenen Aufnahmerraum, war von Beifall nichts zu merken. Diejenigen, für die all dies geschah, deren innerstes Wesen anzurühren hier eine Anzahl Künstler ihr Bestes gegeben hatten — sie mußten schweigen.

Und alle, der Dirigent, die Orchesterleute, die Sänger ließen ihre Gedanken in die Ferne schweifen, dorthin, wo man jetzt nicht mehr enthusiastisch über sie urteilte.

Ein Mann erhob sich, ging zu einem Marmorblock, der an einem metallischen Ständer aufgehängt war, und sagte: "Meine Damen und Herren, die Aufführung der Oper 'Tannhäuser' ist beendet. Auf Wiederhören in drei Minuten bei den neuesten Tagesnachrichten."

Unter den wenigen Personen, die im Aufnahmerraum den ganzen Abend über als Zuhörer anwesend waren, befand sich ein Funkkritiker. Er ging jetzt auf den Dirigenten zu und schüttelte ihm die Hand. Er ging zu den Sängern und unterhielt sich lebhaft mit ihnen. Als er dann später allein auf dem Nachhauseweg war, dachte er sich: Hunderttausende haben zugehört. Sie sind stumm. Einige von ihnen werden vielleicht an die Leistung der Sendestelle Briefe schreiben und mitteilen, daß ihnen dies oder das gefallen oder mißfallen habe. Die meisten aber werden in Schweigen verharren.

Ich aber kann, ich muß mich über diese Aufführung öffentlich äußern. Wahrscheinlich, es ist ein verantwortungsvolles Amt, zu dem ich da berufen bin. Ist es nicht, als ob ich mit wenigen meiner Kollegen die Meinung von Hunderttausenden repräsentieren soll? Käme ich jetzt aus einer richtigen Oper, so wäre den ganzen Abend über der Kontakt zwischen Bühne und Zuhörern hergestellt; das vielföpfige Geschöpf "Publikum" hätte mit vielen Meinungen mehr oder minder deutlich in jedem Augenblick gezeigt, wie es reagiert. So aber bin ich einer der wenigen, dessen

Meinung über diese Aufführung den Künstlern bekannt wird. Wahrscheinlich, ein verantwortungsvolles Amt!

Meistens ziehe ich es ja vor, monologisierte er weiter, die Übertragung zu hören, an meinem Apparat und in meinen Zimmern, und nicht das Original. Und dennoch ist es gut und notwendig, ab und zu einmal Aufführungen im Aufnahmerraum zu besuchen. Schon deswegen, weil dann die Eigentümlichkeit der Funktion, die ich übernommen habe, mir besonders deutlich wird.

Ich weiß noch, wie es war, als ich meine Tätigkeit begann, jetzt vor fast drei Jahren. Damals staunten alle über das technische Wunder; aber, so fragten sie verwundert, als ich von vorn herein alles, was durch den Rundfunk gesagt wurde, mit größtem Ernst unter die Lupe nahm — was hat dies mit Kunst, was mit Wissenschaft, was mit wahren geistigen Werten zu tun! Gewiß, man könne sich über große Entfernungen hin verständlich machen, jetzt ohne Draht, noch vor kurzem mit Draht; aber der ganze Rundfunk sei doch gar nichts weiter als ein verbessertes Telephon! Diese und viele Einwände ähnlicher Art wurden damals gemacht; aber ich beharrte auf meiner Ansicht, daß es unmöglich für die Entscheidung über den Wert einer Kunstdarbietung, für die Einschätzung geistiger Mitteilungen überhaupt von so großer Bedeutung sein könne, auf welche Weise sie vermittelt wird; ob ich sie unmittelbar höre, im Konzertsaal oder in der Oper, im Vortragssaal, in einer festlichen Versammlung — oder ob sie durch die Erfindung des Drucks und nun durch die noch weit revolutionisierendere des Rundfunks an mich weitergegeben wird!

Technische Mängel! Nun, sie werden durch die Entwicklung selbst behoben. Wie anders war es, als ich vor drei Jahren zum ersten Mal am Kopfhörer eine Aufführung des "Tannhäuser" hörte! Und wie staunte mancher von meinen Kollegen, als ich ihnen prophezeite, daß man schon nach wenigen Jahren Musik und Sprache ohne wesentliche Einbuße würde hören können!

Ich erinnere mich, es gab erbitterte ästhetische Fehden damals, als ich behauptete, daß zum mindesten absolute Musik und das reine gesprochene Wort der lyrischen Dichtung und des Vortrags (im Drama tritt anders) des sichtbaren Eindrucks der Künstler nicht bedürften; daß der Rundfunk somit durchaus nicht in allen Fällen nur Surrogate liefere, sondern Eigenes und Unverzichtbares, das kritisch zu betrachten um so mehr notwendig wäre, als es sich hier nicht um esoterische Genüsse einzelner Bevorzugter, sondern um die geistige Nahrung für jedermann handele! Sah ich doch in manchen Konzertsälen bei moderner Musik zuweilen im ganzen dreißig bis vierzig Zuhörer, und davon waren die Hälfte Kritiker; und ist nicht mindestens die gleiche Ausführlichkeit, der gleiche Ernst der Kritik vonnöten, wenn dies Konzert, sei es auch selbst mit einigen, übrigens durchaus nicht unwesentlichen Minderungen von Tausenden gehört werden kann! Und gilt nicht das gleiche von allem, was der Rundfunk bringt — von Meditationen, Dramenaufführungen, von Vorträgen, von leichter wie ernster Musik?!

Und wenn so meine Tätigkeit in sich die des Musikkritikers wie des Theaterkritikers und Vortragsreferenten in sich birgt — wie viel Spezifisches und Besonderes bringt sie außerdem mit sich! Muß ich doch meine Leser über all die neuen phonetischen Probleme aufklären und entscheiden, ob die Technik in der geschicktesten und zweckmäßigsten Weise eingesetzt ist; muß ich doch alle die Irrtümer derer widerlegen, die glauben, der Künstler, der Vortragende brauche vor dem Mikrophon bloß zu wiederholen, was er an anderer Stelle in der gleichen Weise geboten hat! Nein, es gibt ja eine eigene Kunst des Rundfunks, zumal für den Sprecher und für alle Gebiete der Dichtung; und das Hörspiel will sich immer mehr zu einer eigenen Gattung entwickeln und erfordert ganz besondere Beachtung!

All dies ist neu und voller Erwartungen und bisher ungekannter Möglichkeiten. All dies erfordert geistige Auseinandersetzung mit dem, zu dem ich sprechen darf, mit meinem Leser, mindestens in dem gleichen Maße, zuweilen aber, wie mir scheint, in noch höherem, als jede andere Art der Kritik!

Hier beendete der Rundfunkkritiker seinen Monolog, gerade als er vor seinem Hause stand. Und ging rasch herauf, um noch ganz unkritisch zu hören, was ihm die nächtliche Stunde aus dem benachbarten Europa der Rundfunkwelt zutrug.

Der Kontorchef auf Freiersfüßen.

Von Christian Engelstoft.

"Gott sei Dank, daß Sie kommen!"

Fräulein Jonna Gede hatte selbst die Tür geöffnet, und führt Fräulein Kamilla Trolle, ihre frühere Lehrerin, ins Speisezimmer. Weiter kamen sie nicht.

"Ich mußte Sie ja anrufen. Seit Mutters Tod sind Sie wie eine Mutter für mich gewesen. Ich bin so unglücklich — erinnern Sie sich des Kontorchefs, Hansen, den Sie am Freitag in der Gesellschaft von Herrn Frederiksen trafen?"

Fräulein Trolle nickte.

Fräulein Gede fuhr fort: "Er heißt mit Vornamen Hannibal. Ist das nicht einfach entsetzlich? Er ist 18 Jahre älter als ich. Sie haben sicherlich beachtet, daß er weißes Haar hat, daß er ganz unausgeprägt und uninteressant ist. Als ich ihn vor einigen Jahren in Elagen kennenlernte, war er sehr gut und ritterlich gegen mich, mir war doch damals so elend. Wir schlossen eine Art Freundschaft. Ich weiß aber nicht, was das ist — Freundschaft mit einer Frau — davon verstehen die Männer nichts — schon da oben in Elagen machte er mir einen Heiratsantrag. Ich erwiderte ihm, daß es mir schrecklich leid täte, und daß ich vollkommen mit ihm brechen müsse, wenn er mir nicht verspräche, mir nie wieder einen

Antrag zu machen. Auf Ehre. Ich schätze Sie als Freund, sagte ich — aber heiraten — nie — nie —. Trotz seines Ehrenwortes hat er mir in der Zwischenzeit mindestens 10 Anträge gemacht. Und heute schickt er mir einen Brief — da lesen Sie — nein — ich will lieber selbst lesen: „Meine einzig Geliebte“ — das bin ich nun nie gewesen. Gott ja — in seinen Augen bin ich die hübscheste Frau der Welt. — Ach, mein armer Kopf ist heute ganz konfus.

Ich schwöre Ihnen, Fräulein Trolle, daß ich ihn nie heiraten kann. Es ist unmöglich — und dabei kommt dieser Unglücks Mensch in wenigen Augenblicken. Das schreibt er mir hier. Er will sein endliches Urteil in Empfang nehmen. Glauben Sie mir — ich gebe ihm ein nein.

„Das ist alles schön und gut, mein Kind,“ sagte Fräulein Trolle und küßte Jonna auf die Stirn. „Nur finde ich — du hättest die Beziehungen schon lange aufgeben müssen, sowohl deinetwegen als auch der Beute wegen. Ganz gewiß fühlen alle Frauen ganz bedeutend feiner, wärmer, tiefer und innerlicher als Männer.“

Fräulein Trolle setzte ihr Vincenez wieder grade auf. „Natürlich gibt es einige Ausnahmen — a. B. Kontorchef Hansen.“

„Mein Kontorchef?“ Jonna erhob sich schnell und blickte ihre alte Lehrerin mit gespannten Mienen an.

„Sie kennen ihn doch eigentlich nicht — wieso können Sie das behaupten? Das müssen Sie mir näher erklären.“

„Wie du aufgebracht bist — du kleines Dummchen. Nein — natürlich kenne ich ihn nicht näher — aber du bist ja leichenblau geworden — und warum stierst du mich denn so an? Ich habe lange Zeit von diesem sonderbaren Verhältnis Kenntnis gehabt. Am vorigen Freitag, nach der Gesellschaft, brachten wir dich erst nach Hause, und dann begleitete er mich bis ans Haus. Ich hatte ihn ja während des ganzen Abends beobachtet, wie er dich mit seinen verzweiferten Hundeblickten verfolgte. Als er später mit mir allein ging, sprach er mit mir über seine hoffnungslose Liebe zu dir. Ohne deinen Namen zu nennen, — aber er hatte wohl das Bedürfnis, sich auszusprechen. Darum benutzte ich die Gelegenheit, den Stier bei den Hörnern zu packen und warf ihm vor, wie schlecht er dich behandelt habe.“

„Hat er mich denn schlecht behandelt?“

„Er haben diesem armen Mädchen drei ihrer besten Jugendjahre gestohlen,“ sagte ich zu ihm.

„Sie müssen entschuldigen,“ sagte ich zu ihm, als wir uns trennten.

„Sie müssen entschuldigen, aber ich bin Pädagogin. Nicht allein Kinder bedürfen der Erziehung, sondern auch Erwachsene. Ich heffe sicher darauf, daß meine Worte und Vermahnungen fruchten werden. Er machte dir also heute einen Heiratsantrag, damit du Gelegenheit hast, ihm einen Korb zu geben, dann kann er sich nämlich „mit Ehre“ zurückziehen.“

„Also darum!“ Die Augen von Fräulein Jonna Hede blitzten. „Hat er Ihnen einen Antrag gemacht, Fräulein Trolle, wollen Sie sich mit ihm verheiraten?“

Es klingelte. Jonna Hede riß die Tür zum Schlafzimmer auf. Sie packte ihre frühere „geliebte“ Lehrerin und wälzte sie gewissermaßen hinein.

Als sie sich umdrehte, stand bereits der Kontorchef im Zimmer: klein, unansehnlich, weißhaarig und totenblau. In seiner Rechten hielt er einen großen Blumenstrauß. Mit der Linken wischte und wuschte er seine Stirn. Er sagte nichts, rein gar nichts.

„Ja,“ sagte sie, „habe heißen Dank für deinen Brief, mein Ritter, mein allerbestester Freund,“ dann warf sie sich ihm an den Hals.

„Gott sei Dank!“

Der Kontorchef Hannibal Hansen, setzte sich wieder sein Vincenez auf das bei der stürmischen Umarmung auf den Teppich gefallen war. „Dann darf ich mir vielleicht doch erlauben, zu gratulieren. Ich will durchaus nicht stören,“ sagte Fräulein Trolle scharf, und eilte durchs Speisezimmer in den Korridor. „Soll diese ekelhafte aufdringliche Schrecksschraube uns dauernd überlaufen.“

„Nein, Hannibal!“

„Als ich sie leider neulich abends nach Hause begleitete, polsaunte sie mir die Ohren voll, daß ich dein Unglück sei.“

„Wenn ich nun nein gesagt hätte?“ fragte Jonna, indem sie ihren Kopf gegen Hannibal Hansens Brust preßte. „Dann wäre ich vor Kummer gestorben,“ sagte der alte Hannibal, während ihm das Vincenez auf der Nase tanzte, und küßte glückgitternd seine Frau.

(Aut. Uebersetzung aus dem Dänischen.)

Blüchlicher aus Moabit.

(Nachdruck verboten.)

Der Hund.

Neumanns hatten einen Hund.

Einen sehr stolzen Köter, der so vornehm war, daß er vergaß, die Hundesteuern zu bezahlen. Infolgedessen erschien nach einem halben Jahre ein Beamter, der gern 80 Mark haben wollte. Doch das Dienstmädchen, das allein zu Hause war, weigerte sich entschieden, für ein solches Tier auch noch Geld herzugeben, und so sah sich der Beamte genötigt, einzuschreiten. Er liebte dem Hund einen blauen Kuckuck auf den Schwanz und pfändete ihn so, wie er stand und lief, nahm ihn an die Leine, und als Neumanns nach Hause kamen, hatten sie keinen Hund mehr.

Nachdem sie drei Tage geweint hatten über das tragische Ende des süßen Köters, lasen sie in der Zeitung etwas von Hundeversteigerung. Saufen natürlich gleich hin, suchten sich etwas aus. fanden auch einen Hund, der dem ihren sehr ähnlich sah, fragten, was er koste. Der Beamte sah nach:

„Neufundländer, gepfändet bei Neumann, Mindestgebot: rückständige Steuern für sechs Monate, also 80 Mark.“

So haben Neumanns ihren richtigen Hund wiederbekommen, den stolzen Köter, der so vornehm ist, daß er sich zurücklaufen lieh, ehe er selber die Hundesteuer bezahlt hätte.

Schenke nie ein Tier zum Scherz.

Die Stadt Berlin besitzt Beamte, welche festangestellt sind, jedoch keinen Pfennig Gehalt bekommen. Sie dürfen sich Hundesänger nennen und erhalten „pro gefangenen Hund“ 3 Mark.

War da ein Gastwirt namens Meisel, der hatte einen Hund, den er nicht sehr liebte und gern los gewesen wäre. Nun verkehrten in seiner Wirtschaft zwei Hundesänger, die ständig über die schlechten Geschäfte klagten. Meisel wollte Gutes tun — er hat manchmal solche Regungen —, sich selber, indem er den Hund los wurde, den beiden Beamten, indem er ihnen einen Verdienst zukommen ließ.

Also schenkte er ihnen seinen Hund, und die beiden kletterten ihn als „gefunden“ ab, kassierten den Taler und teilten ihn. Die Sache kam heraus; alle drei erschienen auf der Anklagebank und machten böse Gesichter. Der Wirt, Herr Meisel, meinte, er könne mit seinem Hunde machen, was er wolle, wogegen eigentlich nichts einzuwenden war. Man sprach ihn frei, die beiden aber erhielten jeder 20 Mark Geldstrafe und schimpfen nun auf Herrn Meisel, der ihnen — und sich selbst — doch nur einen Gefallen tun wollte.

Er verzichtet.

Bläding hieß er und startete jeden Morgen als „Obergärtner des Herrn von S.“, machte in Gärtnereien große Bestellungen, ließ sich Provisionen zahlen und verschwand über Täler und Höhen. Eigentlich eine belanglose Sache, wie sie jeden Tag zu Duzenden passiert. Zum Schluß sagte der Richter, nachdem der Staatsanwalt ein Jahr Gefängnis beantragt hatte:

„Was haben Sie dazu zu bemerken?“

„Ich verzichte auf meine Verurteilung,“ sagte Bläding.

Sicher meinte er etwas ganz anderes damit. Vielleicht nahm nur deshalb das Gericht den Verzicht nicht an und ließ es bei dem einen Jahr. Und Bläding blieb nicht anderes übrig, als die Strafe anzunehmen.

Das Nachwort.

Herr Emil Franke ist Nichtkäufer und hat neben einem Radioapparat auch eine Frau. Und was für eine! Er selbst schon ein Hüne mit starken Knochen und einem zwei Meter langen Körper, den sie noch nach allen Seiten und Breiten überragt.

Wer einen Radioapparat hat, muß monatlich zwei Mark bezahlen. Das mußte Herr Franke auch, aber seine Frau war dagegen, sie sprach ein Nachwort, und Franke zahlte demnach nicht. Vor Gericht macht er eine ziemlich unglückliche Figur und schielte immer in den Zuschauerraum, wo seine Frau Platz genommen hatte. Und wie sie den genommen hatte! Der ganze Raum schien ihr zu gehören.

Nachdem Herr Franke erklärt hatte, daß er ja recht gern zahlen würde, daß aber seine Frau fürs Radium — wie er sagte — nichts auszugeben gedente, knallte man ihm 20 Mark Geldstrafe auf und fragte ihn, ob er annehme. Nach einem Seitenblick in die hintere „Bühne“, schmeigte sich Herr Franke aus, aber aus dem Zuschauerraum ertönte ein tiefer weiblicher Satz:

„Er wird es sich noch überlegen!“

Na, ich denke, sie wird es sich auch noch überlegen, ob er es sich noch überlegen wird.

U. E.

Aus aller Welt.

Ein großer Theatertrust in den Vereinigten Staaten. In Nordamerika haben sich jetzt sechs große Theatergesellschaften zu einem Trust zusammengeschlossen. Das investierte Kapital dieser Gesellschaften wird auf 100 Millionen Dollar geschätzt. Die Trustgesellschaft wird den Namen Keith Albee Orpheum Exchange führen. Zu ihr gehören mehr als 500 Theater mit 1060 000 Theatersitzplätzen.

Vergeudete Millionenwerte. Ein praktisch veranlagter Engländer hat ausgerechnet, daß durch das Wegwerfen von Zigarettenstummeln die englische Bevölkerung 18 Millionen Pfund jährlich vergeudet. 3 Millionen Pfund gehen verloren durch ungeschicktes Salzstreuen beim Essen. Durch das Wegwerfen angebrannter Streichhölzer gehen 1 Million Tonnen Holz verloren.

Fröhliche Ecke.

Die Wette gewonnen. Mutter: „Wie, du hast dich schon wieder herumgeprügelt?“ — Sohn: „Nein, Mama, ich hatte mit Johann gewettet, daß er mich nicht bis oben auf die Treppe tragen könnte — und ich habe gewonnen!“

Der beliebteste Vegetarianer. Ein alter Mann rettete sich mit Mühe und Not über einen hohen Baum, um sich vor dem wütenden Wullen in Sicherheit zu bringen. „Du Dumpl!“ sprudelte er heraus, wobei er seine Fäuste gegen das Tier schüttelte. „Und dabei bist ich mein ganzes Leben lang Vegetarier gewesen!“

Verantwortlich: i. B. Guido Dachs, Bognan.